3 1761 08155674 8

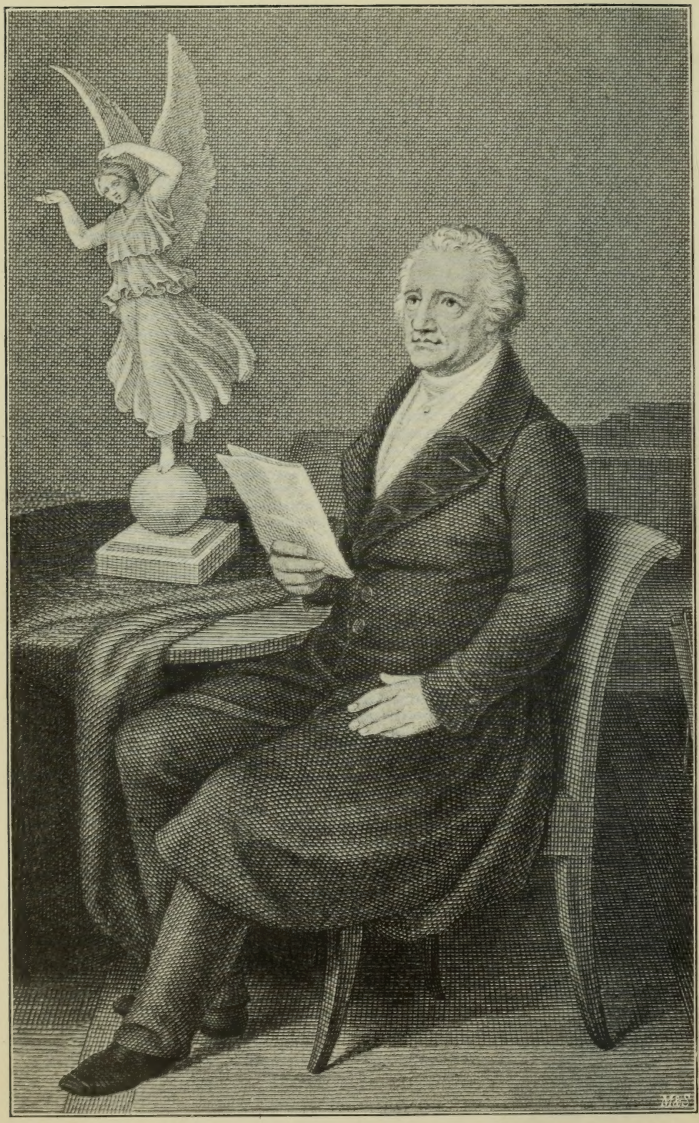
Goethe.

Meine Religion
Mein politischer Glaube.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/meinereligionm00goet



Goethe

Aus einem Kupferstiche von C. A. Schwerdtgeburth.

G559g b8M

Meine Religion.

*

Mein politischer Glaube.

Vertrauliche Reden

von

J. W. v. Goethe.

Zusammengestellt

von

Dr. Wilhelm Bode.

60442
16/9/03

Zweite, umgearbeitete Auflage. Viertes und fünftes Tausend.

Mit einem Bilde Goethes
aus einem Kupferstiche von C. A. Schwerdtgeburth.

Berlin 1902.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstr. 68—71.

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Eine große Zahl kurzer vertraulicher Aussprachen Goethes ist hier sinngemäß aneinander gereiht, miteinander verbunden und zu zwei längeren Vorträgen vereinigt. Wir erhalten auf diese Weise Überblicke über die religiöse und die politische Weltanschauung des Weisen von Weimar, obwohl er selber bei Lebzeiten nicht bereit gewesen ist, seine Ansichten so offen und ausführlich darzulegen. Denn selbst zu kurzen Auslassungen über solche innerlichsten Angelegenheiten hatte er in der Regel keine Neigung; es bedurfte erst eines längeren ungestörten Gespräches mit zuverlässigen Freunden oder ganz besonderer Anlässe, um ihn beredt zu machen. „War aber ein solcher köstlicher Moment eingetreten, so schien sein ganzes Wesen verklärt, seine Brust gleichsam freier, ja, die Person, zu der er sprach, ihm so viel lieber geworden, und er suchte und sann dann rings umher, wie er den befreundeten Genossen solcher traulichen Stunde noch mit einem sichtbaren Zeichen der Liebe und des Wohlwollens entlassen könnte.“[1])

Von mehreren ist uns bezeugt, daß sie sich beseligt fühlten, wenn sie in solchen guten Stunden den höchsten Gedanken des Meisters folgen durften. So schreibt Henriette v. Knebel 1806 an ihren Bruder über einen Vortrag, den er vor den Herzoginnen und ihren Damen bei ihrer regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkunft hielt:

---

[1]) F. v. Müller, Goethes Persönlichkeit, Gedächtnisrede in der Loge Amalia.

„Er sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben; mich dünkt, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltenen Menschen machen. Ich selbst dünkte mir glücklicher und vornehmer durch die unzähligen Fäden, durch die wir mit Himmel und Erde zusammenhängen."

Ähnlich fühlte der Kanzler v. Müller an einem Apriltage 1818, den er mit Goethe auf der Dornburg verbrachte: „Er, dem über die heiligsten und wichtigsten Anliegen der Menschheit so selten ein entschiedenes Wort abzugewinnen ist, sprach diesmal über Religion, sittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanstalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir sie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten . . . Wir lauschten aufmerksam jedem Worte, das dem teuren Munde beredt entquoll . . . Es war, als ob vor Goethes innerem Auge die großen Umrisse der Weltgeschichte vorübergingen, die sein gewaltiger Geist in ihre einfachsten Elemente aufzulösen bemüht war. Mit jeder neuen Äußerung nahm sein Wesen etwas Feierlicheres an, ich möchte sagen etwas Prophetisches . . . Die höhere Ruhe des Weisen leuchtete aus seinen Zügen, und seine Gedanken schienen in einem reinen ungetrübten Äther gleichsam auf- und niederzuwogen."

Daß ich solche Reden nachzubilden suchte, erscheint vielleicht als ein allzukühnes Beginnen, aber man wolle bedenken, welche Menge von einzelnen Meinungsäußerungen und Bekenntnissen uns trotz Goethes Zurückhaltung vergönnt ist; da sind die mündlichen Äußerungen, die von Eckermann, Riemer, Fr. v. Müller und anderen aufgeschrieben wurden, und hierzu kommen noch viele Briefstellen und Ausführungen in poetischen und gelehrten Werken: die Menge solcher Bausteine reizte zum Bau! Den Mörtel mußte ich freilich oft hinzuthun, oder ohne Bild: Die Überleitung von einer Äußerung zur andern mußte ich zuweilen ausführen. Da war es denn meine Pflicht, nur solche Worte und Gedanken Goethe in den Mund zu legen, die ihm gemäß waren; diese Pflicht glaube ich erfüllt zu haben. That-

sächlich sind nicht nur die mit Anführungszeichen versehenen Stellen von Goethe, sondern manche Sätze haben nur deshalb diese Zeichen nicht, weil sie zwar dem Sinne, aber nicht der Wortfolge nach hier verwendbar waren. In den wenigen Fällen, wo ich andere Überzeugungen habe als der große Meister, habe ich meine eigenen Gedanken durchaus zurückgedrängt.

Fragt man mich, wann Goethe solche Reden gehalten haben könnte, so antworte ich: in den letzten sieben Lebensjahren; die erste etwa 1830, die zweite 1825. Will man für die einzelnen Abschnitte genauere Angaben über das Datum und die Gelegenheit, so findet man sie leicht in den Anmerkungen. Wer die mündlichen Äußerungen noch näher bestimmen will, sei auf die vortreffliche Sammlung des Freiherrn W. v. Biedermann „Goethes Gespräche" verwiesen.

Die erste Auflage dieses Buches, die im Oktober 1899 erschien, wurde sehr freundlich aufgenommen. Dennoch habe ich eine gründliche Umarbeitung für nötig gehalten; namentlich sind jetzt auch die Quellennachweise genauer und bequemer einzusehen.

Mein Wunsch ist, daß manche Leser durch meine Hülfsmittel Goethes Gedanken besser kennen lernen und daß auch sie durch das vertraute Gespräch mit ihm auf ihrem Gange durch die Welt gefördert und erheitert werden.

Weimar, Ende November 1901.

Dr. Wilhelm Bode.

Meine Religion.

Kestner über den jungen Goethe:

Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.

Varnhagen über den alten Goethe:

Sein Herz hegt die reinste, wärmste Liebe; er ist gotterfüllt, echt fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntnis auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum teuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet.

„In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reineren, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein!“[1])

„Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen.“[2]) „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“[3]) „Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, das ist die eigentliche Seligkeit auf Erden.“[4]) „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.[5]) Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft der Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.“

Wir dürfen nicht hoffen, das Göttliche unmittelbar zu erkennen. „Wir schauen es nur im Abglanz, im Bei-

---

[1]) Vermischte Gedichte, Trilogie der Leidenschaft, Elegie. — [2]) Maximen und Reflexionen. — [3]) Sprüche in Prosa. — [4]) Maximen und Reflexionen. — [5]) Eckermann, 15. Oktober 1825.

spiel, im Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen."[1]) Das Erwünschte glaubt man gern, und so vermeinen manche Leute Gott so gut zu kennen, als wären sie seine Minister im Weltregimente. „Die Leute traktieren Gott, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen.[2]) Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

Und was für schlechte Geschichten hängen diese kleinen Geister der Gottheit an! „Nichts gotteslästerlicheres als die alte Dogmatik, die einen zornigen, wütenden, ungerechten, parteiischen Gott vorspiegelt!"[3])

Ich kann auch an keinen Gott glauben, der außerhalb der Welt erhaben thronte.

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen.
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."[4])

---

[1]) Versuch einer Witterungslehre. — [2]) Eckermann, 31. Dezember 1823. — [3]) v. Müller, 12. Oktober 1823. — [4]) Gedichte, Gott und Welt, Proömion.

Ich bin gewohnt, die Welt als Naturforscher anzusehen, und als solcher suche ich Gott. Denn die bloße Naturbeschreibung und Benennung der Dinge soll uns nicht genügen. Sie sagt: das ist Thonerde und das ist Kieselerde. „Was helfen mir denn die Teile, was ihre Namen?[1]) Wissen will ich, was jeden einzelnen Teil im Universum so hoch begeistigt, daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, jenachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höheren oder geringeren Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt." „Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Teilen uns zu schaffen machen und wir nicht das Atmen des Geistes empfinden, der jedem Teile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanktioniert?"[2]) „Hinter jedem Wesen steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen."[3]) „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand oder Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag."[4])

Wir müssen suchen, wo er sich uns offenbaren will. Ich erwarte nicht, daß er Wunder thut, daß er seine

---

[1]) Zu Falk, Zeit nicht bestimmbar, Biedermann IV, 342. — [2]) Eckermann, 2. August 1830. — [3]) v. Müller, im Mai 1830. — [4]) Eckermann, 23. Februar 1831.

eigenen Gesetze aufhebt. „Gott selbst kann keinen Löwen mit Hörnern schaffen, weil er die von ihm selbst für notwendig erkannten Naturgesetze nicht umstoßen kann.“[1])

Dagegen ist alles Große, Edle, Schaffende ein Ausdruck des Göttlichen; bei jeder Entwicklung müssen wir die Hand Gottes suchen. „Denn die Gottheit ist wirksam im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten.[2]) Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze.“ Deshalb habe ich bei meiner Beschäftigung mit der Natur am liebsten auf ihre Verwandlungen und Entwicklungen geachtet. „Die Natur spielt immerfort mit der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen,[3]) aber es kommt darauf an, sich dadurch nicht irren zu lassen, die allgemeine stetige Regel zu abstrahieren, nach der sie handelt. Ihr andern habt es gut! ihr geht in den Garten, in den Wald, beschaut harmlos Blumen und Bäume, während ich überall an die Metamorphosenlehre erinnert werde.“ Aber hier, in den beständigen Veränderungen, glaube ich den großen Geist am Werke zu sehen, und deshalb habe ich ihn im ‚Faust‘ zu seinen getreuen Engeln sagen lassen:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!“[4])

---

[1]) v. Müller, 28. März 1830. Vgl. auch Aus meinem Leben IV, 16. — [2]) Eckermann, 13. Februar 1829. — [3]) v. Müller, 26. Februar 1832. — [4]) Faust, Prolog im Himmel.

Ebenso sollen wir auf das Hohe und Erhabene achten, wenn wir Gott suchen. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, Christus anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus![1]) Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind."

Da ich eben von Christus sprach: Gott hat sich nicht bloß in ihm und einigen großen Juden offenbart; wir finden ihn auch wirksam in Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und ebenso in unserer heutigen Welt. „Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme.[2]) In religiösen und moralischen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte. Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen,

---

[1]) Eckermann, 11. März 1832. — [2]) ebenda.

die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die Einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht haben wie jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Überall, wo wir das Geniale wahrnehmen, haben wir eine göttliche Offenbarung. „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben.[1]) Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch

[1]) Eckermann, 11. März 1828.

oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte." „Kepler sagte: mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Äußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichermaßen gewahr zu werden! — Der edle Mann fühlte sich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen des Universums in genauester Verbindung stand."[1])

Und ebenso finden wir Gottesgeist überall, auch in der untersten Menschen- und Tierwelt, da, wo wir Güte und Liebe und was sonst die Welt erhält und vorwärts bringt, antreffen. „Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind; wir wähnen einer Heimat näher zu sein, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt."[2]) Denken wir nur an die Fürsorge der Eltern für ihre Nachkommen! „Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können![3]) So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige

[1]) Sprüche in Prosa. — [2]) Wilhelm Meister. — [3]) Eckermann, 29. Mai 1831.

Liebe überall wirksam.“ Ein junger Bildhauer hat mir das Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalb gesandt. „Hier haben wir einen Gegenstand der höchsten Art; das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Prinzip ist uns hier in einem schönen Gleichnis vor Augen.[1]) Dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes.“

„Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.“[2])

Noch deutlicher erscheint uns das Göttliche, wo uns die Liebe zu dem fremden Hilfsbedürftigen entgegentritt. Eckermann, unser Vogelfreund, erzählte mir einmal ein Geschichtchen, wie er zwei ganz junge Zaunkönige, die noch von den Alten gefüttert wurden, gefangen und unterwegs verloren. Als er nach mehreren Tagen an die Stelle kam, wo ihm die hilflosen Tierchen entschlüpft sein mußten, fand er sie nach einigem Suchen in einem Rotkehlchennest; das alte Rotkehlchen hatte sie hineingenommen und fütterte sie nun mit den eigenen Jungen. „Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten.[3]) Das ist es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edeln Menschen zur schönsten Blüte kommt.“

Ich möchte jedoch nicht mit den Nützlichkeitslehrern

---

[1]) Eckermann, 29. Mai 1831. — [2]) Gedichte, Sprüche, Gott und Welt. — [3]) Eckermann, 8. Oktober 1827.

verwechselt werden, die überall eine Absicht Gottes auf das Wohl der Menschen oder Tiere hin heraustifteln. „Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren.[1]) Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen? Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit den Hörnern, weil er sie hat.

Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage wie? Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann. So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des tierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringeren Organisationen in stärkerem Maße befinden und die sich beim Menschen trotz seiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle

---

[1]) Eckermann, 20. Februar 1831.

übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

Man verehre ferner *den*, der dem Vieh sein Futter giebt und dem Menschen Speise und Trank, so viel er genießen mag; ich aber bete *den* an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist *mein* Gott!"

Übrigens bin ich weit entfernt zu glauben, daß ich Gott erkenne, wie er ist; ich wiederhole: wir können nur annähernde Ahnungen haben.[1]) „Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug.[2]) Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegenteil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält." Da gilt nun freilich immer „das alte Diktum: daß sich jeder seine eigene Art von Gott macht und daß man niemand den seinigen weder nehmen kann und soll."[3]) „Wie Einer ist,

[1]) Vgl. Eckermann, 28. Februar 1831. — [2]) Falk, 25. Januar 1813. — [3]) An Schiller, 31. Juli 1799.

so ist sein Gott."[1]) „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden wie das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen."[2]) Die Hauptsache ist, daß wir uns unsrer Kleinheit und Kurzsichtigkeit der Gottheit gegenüber demütig bewußt bleiben.

„Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küß ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust."[3])

* * *

Wenn Einer so alt ist wie ich, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke.[4]) Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern

[1]) Zahme Xenien. — [2]) Brieflich an Jakobi 1813. — [3]) Gedichte, Vermischte Gedichte, Grenzen der Menschheit. — [4]) Eckermann, 2. Mai 1824.

irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet." „Wohl ist alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges."[1])

„Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs.[2]) Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihm wölbt, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen." „Denkt ihr, ein Sarg könne mir imponieren? Kein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben!"[3])

„Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir namentlich auch aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."[4])

„Die persönliche Fortdauer steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch;[5]) im Gegenteil, sie geht sogar aus den-

---

[1]) v. Müller, 15. Mai 1822. — [2]) Zu Karoline Freifrau v. Egloffstein, 29. April 1818. — [3]) v. Müller, Goethes Persönlichkeit. — [4]) Eckermann, 4. Februar 1829. — [5]) Falk, 25. Januar 1813, an Wielands Begräbnistage.

selben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnizischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. Nun sind einige von diesen Monaden, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen; andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Tier, oder noch höher hinauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letztern möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen giebt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind. Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwicklungen ebenso regelmäßig und nach dem-

ſelben Geſetze, wie die Entwicklung eines Roſenſtockes durch Blatt, Stiel und Krone zu ſtande kommen müſſen ... Die Larven der Mittelzuſtände dürfen uns dabei nicht irre machen. Es iſt immer nur dieſelbe Metamorphoſe oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Roſe, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil ſie eben gehorchen müſſen, nicht aber, daß es ihnen beſonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieſes auch im ganzen ſehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. dieſe Hand! Sie enthält Teile, welche der Hauptmonas, die ſie gleich bei ihrer Entſtehung unauflöslich an ſich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Dienſten ſtehen. Ich kann dieſes oder jenes Muſikſtück vermittelſt derſelben abſpielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Taſten eines Klavieres umherfliegen laſſen. So verſchaffen ſie mir allerdings einen geiſtig ſchönen Genuß; ſie ſelbſt aber ſind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf alſo vorausſetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Klavierſpiele gelegen iſt. Wie weit beſſer ſtände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten ſie lieber als emſige Bienen auf den Wieſen umherſchwärmen, auf einem Baume ſitzen oder ſich an deſſen Blütenzweigen ergötzen! Der Moment des Todes, der darum auch ſehr gut eine Auflöſung heißt, iſt eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienſtes entläßt. Wie das Entſtehen, ſo betrachte ich das Vergehen als einen ſelbſtändigen Akt dieſer nach ihrem eigentlichen

Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas. Alle Monaden aber sind so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. — Jede Monas geht bei einem irdischen Ableben, wo sie hingehört: ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja, der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimnis ihrer zukünftigen Bestimmung."

„Wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein."[1]) Denken wir an unsern verstorbenen Großherzog! „Es ist unglaublich, wie viel er in seinem Kreise aufgeregt und zu wie vielen schweren Leistungen er angeregt und aufgefordert hat. Gewiß, wo auch sein Geist im Weltall seine Rolle gefunden, er wird dort seine Leute wieder gut zu plagen wissen."[2]) Oder denken wir an unsern herrlichen Freund Wieland! „Vom Unter-

---

[1]) Eckermann, 1. September 1829. — [2]) v. Müller, 22. Februar 1830.

gang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein;[1]) so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele war von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod; dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat." „Wollen wir uns einmal auf Vermutungen einlassen, so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen.[2]) Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich wenig wundern, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnen möchte und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahekäme, erquickte und aufheiterte."[3]) Für die besten Geister erhoffe ich, daß sie „an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen werden."[4]) Der Mensch ist das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält.[5]) „Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann."[6]) Aber „beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist![7]) Wir werden sonst nur früh oder spät in unserem sogenannten Wissenswerk unsere eigene Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau

[1]) Falk, 25. Januar 1813. — [2]) ebenda. — [3]) ebenda. — [4]) ebenda. — [5]) etwas anders, ebenda. — [6]) ebenda. — [7]) ebenda.

tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheinen läßt, sollen wir auch dem Glauben sein Recht nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatze ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden."

„Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben,[1]) ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreiflichen Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen, aber er hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedges ‚Urania' indes machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierten. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst

[1]) Eckermann, 25. Februar 1824.

recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende sein.

Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum besten weggekommen sind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken."

Ebenso wie ein Fortleben, so nehme ich ein früheres Dasein an. „Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen."[1]) Erinnerung an solche frühere Existenz haben wir freilich sehr selten und dunkel, nur zuweilen erleuchtet uns ein genialer Blitz etwas davon.[2]) Ich muß wohl unter Kaiser Hadrian schon einmal dagewesen sein, deshalb zieht mich alles Römische so an und kömmt mir so heimisch vor; unser Freund Boisserée

[1]) Falk, 25. Januar 1813. — [2]) Vgl. hierzu das Folgende: Boisserée, 11. August 1815, Brief an Wieland vom April 1776 und Briefe an Frau v. Stein, 14. April 1776 und 2. März 1779. In einem Briefe an Eleonora Flies vom 30. August 1812 nennt er Hadrian seinen Großoheim.

stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und war am Niederrhein daheim. Eine unbegreiflich innige Freundschaft, die mich mit einer angesehenen Frau unseres Kreises lange verband, habe ich mir in ihrer ganzen Art nie anders als durch Seelenwanderung erklären können. Ja, wir müssen einst Mann und Weib gewesen sein, sagte ich mir oft. Und ich bat die Götter, wenn ich noch einmal auf die Welt komme, sollten sie mich nur einmal lieben lassen und diese liebe Gefährtin sollte jene Freundin sein, die vor längst verschwundenen Zeiten schon mir Gattin gewesen. Es mögen das ja Träume gewesen sein, wie sie liebende Seelen so gern erfinden, aber fest und beständig ist mein Glaube: dieses sichtbare Dasein zwischen Geburt und Tod ist nicht alles!

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt."[1])

* * *

Doch ich kehre zurück zu dem Heute, dem jetzigen Leben, und da sehe ich die uralte Frage: sind wir frei? oder sind wir gekettet an den Willen der Götter? „Es darf sich Einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei."[2])

---

[1]) Gedichte, Gott und Welt, Vermächtnis. — [2]) Wahlverwandtschaften.

Ich denke an Napoleon, wie er die Pestkranken besuchte, um zu zeigen, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. „Und er hatte recht.[1]) Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt." „Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs,[2]) allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir." Aber schon bei unserem Leibe sehen wir, daß doch unserem Willen Grenzen gesetzt sind.

„Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder, die Last des Übergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo."[3])

---

[1]) Eckermann, 7. April 1829. — [2]) Eckermann, 21. März 1830. — [3]) Gedichte, Gott und Welt, Die Metamorphose der Tiere.

Wie bei den Tieren, so sehen wir es auch am Menschen: seine Lebensweise muß sich nach seinem Körper richten, wie umgekehrt auch der Körper sich langsam der Lebensweise anpaßt.

Ebenso stehen wir unter der Macht der Mitmenschen, und das ist auch eine, der wir oft willenlos unterliegen. „Auch kann eine Seele auf die andre durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken.[1]) Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heiteren Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich still zu machen im stande war. Ja, er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, so daß es allen unheimlich wurde.

Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus. Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lang an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. ‚Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig', sagte sie, ‚ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher'."

Aber die Hauptfrage ist ja, ob wir auch von über-

---

[1]) Eckermann, 7. Oktober 1827.

irdischen Mächten regiert werden. Am stärksten bejahen diese Frage die Mohammedaner; „als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Überzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer allleitenden Gottheit längst bestimmt worden;[1]) und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren. Ich will zunächst nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches sein mag, aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns allen. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht; und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist aus derselbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge behält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann." „Was die Menschen bei ihren Unternehmungen nicht in Anschlag bringen können und was da, wo ihre Größe am herrlichsten erscheinen sollte, am auffallendsten waltet — der Zufall nachher von ihnen genannt —, das ist eben Gott, der hier unmittelbar mit seiner Allmacht eintritt."[2])

Die Gebundenheit des Menschen folgt übrigens schon aus der Allwissenheit Gottes, wenn wir daran glauben. „Sobald wir dem Menschen die Freiheit zugestehen, ist

[1]) Eckermann, 11. April 1827. — [2]) Riemer, 25. November 1807.

es um die Allwissenheit Gottes gethan;[1]) denn sobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie es weiß." Ich erkenne deshalb auch an, daß unser Schicksal vorausbestimmt ist. „Unser Leben kann sicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden; wir leben, solange es Gott bestimmt hat."[2]) Und so ist's mit unserm ganzen Lebensgange.

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!"[3])

Der Mensch empört sich freilich oft genug gegen seine Bestimmung, aber wenn er sich frei meint, spürt er doch bald genug wieder die kräftigere Hand am Arme.

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren."[4])

Ich habe meine eigenen Gedanken über diese herrschenden Gewalten, die wir bald deutlich spüren, bald dunkel ahnen. Mancher erkennt nur ein Eingreifen ‚des lieben Gottes' an, andere reden von einer ‚weisen Vorsehung'.

---

[1]) Eckermann, 15. Oktober 1825. — [2]) v. Müller, 12. August 1827. — [3]) Gedichte, Gott und Welt, Urworte, Orphisch. — [4]) ebenda.

Ich habe in den Aufzeichnungen aus meinem Leben berichtet, warum ich zu anderen Worten kam. „Ich glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestierte.[1]) Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles, was uns begrenzt, schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den notwendigen Elementen unseres Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen. Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Ähnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestieren kann, ja bei den Tieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man

---

[1]) Aus meinem Leben, IV, 20.

die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere, teils in der Nähe, teils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über die Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipse."

Napoleon z. B. war durchaus dämonischer Art, im höchsten Grade, „so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist".[1]) „Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein und das größte ihm zu klein gewesen wäre."[2]) „Er war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte.[3]) Er

[1]) Eckermann, 2. März 1831. — [2]) ebenda. — [3]) Eckermann, 8. März 1831.

übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach und ich immer im voraus eines guten Erfolges gewiß sein konnte.[1])

Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran.

Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktion in großem Maße besessen, so daß ihm besonders die Frauen nicht haben widerstehen können."

„Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."[2]) Auch Friedrich und Peter der Große gehören hierher,[3]) ebenso Mirabeau.[4]) „Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab."[5])

„In meiner Natur liegt das Dämonische nicht, aber ich bin ihm unterworfen."[6]) „So waltete bei meiner

---

[1]) Ähnlich auch zu Boisserée, 5. Oktober 1815. — [2]) Eckermann, 2. März 1831. — [3]) Vgl. Eckermann, 8. März 1832. — [4]) Vgl. Eckermann, 17. Februar 1832. — [5]) ebenda. — [6]) Eckermann, 2. März 1831.

Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob;[1]) wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

Mir kommt ferner Sorets Übersetzung meiner ‚Metamorphose der Pflanzen' in den Sinn, die sich so lange hinschleppt; „es sind tausend Hindernisse dazwischen getreten,[2]) das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen außerhalb, bei anderen trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt als das schönste Wasser auf meine Mühle mich über alle Begriffe weiter bringen und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen."

Als hemmende, verlangsamende Kraft tritt uns auch in der Weltgeschichte das Dämonische oft entgegen. Denken Sie wieder an unseren verstorbenen Großherzog und daran, wie sehr er seiner Mitwelt voraus war! „Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde

[1]) Eckermann, 24. März 1829. — [2]) Eckermann, 18. Februar 1831.

er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben![1]) Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, so daß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam."

Etwas Ähnliches finden wir bei Lord Byrons frühem Untergange wirksam. Überhaupt sehen wir oft, „daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einem Mal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft.[2]) Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter von nöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Rafael im gleichen Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bliebe."

---

[1]) Eckermann, 23. Oktober 1828. — [2]) Eckermann, 11. März 1828.

Noch auf ganz anderen Gebieten begegnen wir dem Dämonischen. Sein eigentliches Element findet es in der Liebe zwischen Mann und Weib.[1]) „Es pflegt jede tiefe Leidenschaft zu begleiten. In meinem Verhältnis zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war."[2])

Auch „in der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.[3])

Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht, und von der niemand im stande ist, sich Rechenschaft zu geben." Denken Sie nur an Paganini![4]) „Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken."[3])

* * *

Doch nun genug von den Dämonen! Verbleibt uns denn ihnen und der Gottheit gegenüber noch so viel Willensfreiheit, daß wir von Moral reden, moralische Vorschriften machen dürfen? Allerdings! Das Leben ist doch nicht ein einmaliges Würfelspiel, bei dem die

---

[1]) Vgl. Eckermann, 5. März 1830. — [2]) ebenda. — [3]) Eckermann, 8. März 1831. — [4]) Vgl. Eckermann, 2. März 1831.

zufällig gefallenen Augen alles entscheiden, sondern es ist einem beständigen Kartenspiel zu vergleichen, in dem das Geschick des Spielers neben dem Kartenglück entscheidet.[1]) „Gott läßt auch zu, was er nicht will."[2]) Und den Dämonen gegenüber muß unsere „bessere Natur sich kräftig durchhalten und ihnen nicht mehr Macht einräumen als billig".[3])

Das freilich folgt aus unserer Betrachtung, daß man duldsam sein soll. „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen."[4]) „Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus, sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser."[5]) Ich verhehle nicht, daß mich diese Menschen immer angezogen haben, wie man ja auch an den Helden meiner Dichtungen, der ausgeführten und geplanten, leicht erkennen mag.

Die Menschen bemoralisieren einander viel zu viel. „Pfaffen und Schulleute quälen unendlich."[6]) „Die Weisen dagegen sagen: Beurteile niemand, bis du an seiner Stelle gestanden hast!"[7]) „Habt ihr die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urteilen sein."[8]) „Es ist in der Welt nicht schwer zu bemerken, daß sich der

---

[1]) Vgl. Eckermann, 18. März 1831. — [2]) Bei Tisch, 30. Januar 1808, Biedermann II, 196. — [3]) Vgl. Eckermann, 2. April 1829. — [4]) Eckermann, 24. März 1829. — [5]) Riemer, 3. Februar 1807. — [6]) Riemer, 22. August 1817. — [7]) An Charlotte v. Stein, 1. Juni 1781. — [8]) Werther.

Mensch am freiesten und am völligsten von seinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er sich die Mängel anderer vergegenwärtigt und sich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet."[1]) Davon rührt so viel Ungerechtigkeit her, daß wir andere zu richten uns anmaßen, obwohl oder weil sie anders sind als wir und in anderen Welten leben. Denken Sie an Byron und seine Verkleinerer! Ist es nicht eines alten Griechen, eines Plutarch würdig, wie der Major Parry sie abfertigt?[2]) ‚Dem edeln Lord, sagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren, und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurteiler sämtlich aus der Mittelklasse, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selber zu schätzen Ursache haben. Die wackeren Leute bedenken nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können.' „Nicht wahr, so etwas hört man nicht alle Tage!"[3])

Und machen es nicht auch die Philosophen oft ähnlich wie die Philister des Mittelstandes? Sind sie nicht wie die Ärzte, die uns etwas verbieten oder verschreiben, je nachdem sie selbst es hassen oder lieben? Der eine ist zum Stoiker geboren, gelangt deshalb zum Stoizismus, und ebenso wird der andere Epikuräer; „die strenge Mäßigkeit Kants forderte eine Philosophie, die diesen seinen angebornen Neigungen gemäß war.[4]) Jedes

[1]) Aus meinem Leben. — [2]) Vgl. Eckermann, 11. Juni 1825. — [3]) ebenda. — [4]) Falk, Biedermann IV, S. 344.

Individuum hat vermittelst seiner Neigungen ein Recht zu Grundsätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgends wird wohl der Ursprung aller Philosophie zu finden sein."

Den gleichen Fehler des unbefugten Richtens macht das Alter oft gegen die Jugend. Wer sagt uns denn, daß wir im Alter mehr recht haben als vor Jahrzehnten? „Ich war in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheit wie jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser."[1]) „Und wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsstoff haben?"[2]) Da will jetzt meine Schwiegertochter eine thörichte Reise unternehmen, um ein Nichts! Aber ein solches Nichts ist der Jugend oft unendlich viel.[3]) Und im ganzen genommen, was thut's? Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen."

„Wir haben kein Recht, irgend jemand Dinge abzufordern, die er von Natur aus nicht zu leisten im stande ist."[4]) „Wir sollten alle mit einander Mitleid haben."[5]) Im Scherze habe ich wohl gelehrt: „Kinderchen, ihr müßt lernen, mit Vergnügen irren zu sehen."[6]) Auch mit dem Ratgeben „ist es ein eigenes Ding, und wenn man eine

---

[1]) Eckermann, 12. April 1829. — [2]) v. Müller, 18. Mai 1821. — [3]) Soret, 23. Dezember 1828. — [4]) Zu Falk 1810. — [5]) An F. Jacobi, 31. März 1784. — [6]) Bei Frommanns, vgl. Frommann, Das Frommannhaus und seine Freunde.

Welt gesehen hat, wo die gescheitesten Dinge mißlingen und das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt, so kommt man wohl davon zurück, jemand einen Rat erteilen zu wollen. Es ist besonders gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freunde, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick; entfernt spricht man nicht recht und trifft nicht zur rechten Zeit."[1])

Namentlich ist alles Übelnehmen von Übel.

„Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu, als hättest du's nicht gezählt:
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben."[2])

Wie dürften wir einander etwas längere Zeit nachtragen, da doch Gottes Natur uns beständig Verzeihung lehrt und gönnt?[3]) „Man bedenke, daß mit jedem Atemzug ein ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, so daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnern.[4]) Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nützen und zu steigern gewußt. Wenn also von Schlägen und Püffen die Rede ist, womit uns das Schicksal, womit uns das Liebchen, Freunde, Gegner geprüft haben, so ist das Andenken derselben beim resoluten, guten Menschen längst hinweggescheucht." „Setzten wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden;

[1]) Brief an Herder, Oktober 1788, vgl. auch Eckermann, 13. Februar 1831. — [2]) Gedichte, Sprüche, Sprüchwörtlich. — [3]) Vgl. Ariels Gesang, Anfang von Faust II. — [4]) An Zelter 1830.

und setzten wir andere an unsere Stelle, so würde Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen."[1]) Ich habe noch ein anderes, wohl bewährtes Hausmittel gegen solche Gegner, die meine Geduld auf eine harte Probe stellen. Es heißt: „Die Existenz desjenigen, der mit Abneigung und Haß verfolgt, als ein notwendiges und zwar günstiges Ingrediens zu der seinigen zu betrachten."[2]) Kotzebue hat mir manches Jahr zu schaden gesucht; desto mehr habe ich mich bemüht, von dem Erfreulichen, das auch er zu bieten hatte, Freude und Vorteil zu genießen. Wie sehr wünschte ich, „daß mancher dieses weder hochmoralische, noch viel weniger christliche, sondern aus einem verklärten Egoismus entsprungene Mittel gleichfalls mit Vorteil anwendete, um die unangenehmste von allen Empfindungen aus seinem Gemüt zu verbannen: kraftloses Widerstreben und ohnmächtiger Haß![3]) Und warum sollte ich hier nicht gestehen, daß mir bei jener großen Forderung, man solle seine Feinde lieben, das Wort lieben gemißbraucht, oder wenigstens in sehr uneigentlichem Sinne gebraucht scheine; wogegen ich mit viel Überzeugung gern jenen weisen Spruch wiederhole, daß man einen guten Haushälter hauptsächlich dann erkenne, wenn er sich auch des Widerwärtigen vorteilhaft zu bedienen wisse."

Ich habe mich eben als Egoisten bekannt, und wie oft bin ich nicht wegen meines Egoismus gescholten! Über nichts wird in der Welt mehr lamentiert als über den Egoismus — der andern!

---

[1]) Wilhelm Meister. — [2]) Biographische Einzelheiten. Kotzebue. — [3]) ebenda.

„Sie schelten einander Egoisten;
Will jeder doch nur sein Leben fristen.
Wenn der und der ein Egoist,
So denke, daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehn,
Mußt selber auf deinen Nutzen sehn!
Dann werdet ihr das Geheimnis besitzen,
Euch sämtlich untereinander zu nützen.“[1])

„Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen, als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben; ja, als wenn ich die Wohlfahrt des andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird und welches nur in gewissen Fällen geschehen kann.[2]) Wäre es wahr, daß jeder nur aus und zu seinem Vorteil handle, so würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachteil, Detriment handelte, ich erst die Wohlfahrt anderer beförderte, welches absurd ist. Ferner, daß, wenn ich dem andern Schaden thäte, wenn ich im Zorn gegen ihn aufwallte und ihn schlüge oder dergleichen, ich alsdann zu meinem Vorteil, für mein Interesse handelte, welches ebenso absurd ist.“ „Jeder muß bei sich selber anfangen, zunächst sein eigenes Glück zu machen, woraus zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird.“[3])

[1]) Zahme Xenien. III, 45. — [2]) Riemer, 3. Februar 1807. — [3]) Soret, 20. Oktober 1830.

Ebenso wie gegen andere, soll man auch gegen sich selbst einige Milde üben. „Es wird einem nichts erlaubt, man muß es sich selber erlauben; dann lassen's sich die andern gefallen — oder nicht!“[1])

„Geht's in der Welt dir endlich schlecht:
Thu, was du willst, nur habe nicht recht!“[2])

„Auch keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes! Jeder Tag bestehe für sich; wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und anderen ein Absolutorium erteilt?“[3]) Ich sah jüngst sogar einen Knaben, der sich wegen eines begangenen kleinen Fehlers nicht beruhigen konnte. „Es war mir nicht lieb, das zu bemerken, denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nicht verzeihen will.[4]) Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balanciert wird.“

„Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue:
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue.“[5])

Vergessen wir doch nicht, daß auch unsere Irrtümer und Vergehungen Großes zu unserer Bildung beitragen können! „Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen aus, so daß man wohl

---

[1]) Zu Riemer, 6. August 1811. — [2]) Gedichte, Sprüche, Sprüchwörtlich. — [3]) Zu v. Müller, 6. Dezember 1825, vgl. Biedermanns Sammlung. — [4]) Eckermann, 29. Mai 1831. — [5]) Gedichte, Sprüche, Sprüchwörtlich.

begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann als neunundzwanzig Gerechte".[1])

„Fehlst du, laß dich's nicht betrüben!
Denn der Mangel führt zum Lieben:
Kannst dich nicht vom Fehl befrei'n,
Wirst du andern gern verzeihn."[2])

Nachsicht und Wohlwollen gegen einander, das ist's, was wir bedürfen. „Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges, hilfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein dem Menschen gegönntes Paradies."[3])

* * *

Richten wir unsere Augen wieder hinauf zur Gottheit, so verwandelt sich die Pflicht der Duldsamkeit und des Wohlwollens in die höhere Pflicht der Hingebung und des Gehorsams. Die Probleme des Erdenlebens nötigen uns alle, „dem Zufall, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Ratschlüssen die Kniee zu beugen und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religiöses Gesetz auszusprechen".[4]) „Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder besseren Religion und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist."[5]) „Es ist vergebens in dieser Welt, nach eigenem Willen

[1]) An Eichstädt, 15. September 1804. — [2]) Zahme Xenien, III, 13. — [3]) Noten zum Divan. Kap. Künftiger Divan. — [4]) Noten zum Divan, Künftiger Divan. Buch der Betrachtungen. — [5]) v. Müller, 28. März 1819.

zu streben. Was ich festzuhalten wünschte, muß ich fahren lassen, und eine unverdiente Wohlthat drängt sich mir auf."[1])

„Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht!
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht."[2])

Jedem vorschreiben zu wollen und immer zwischen Furcht und Hoffnung herzuschwanken, das ist Philisterart.[3]) „Ich will nicht hoffen und fürchten wie ein gemeiner Philister."[4]) „Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja, so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen."[5]) Aber „nur wenige Menschen giebt es, die, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein- für allemal im ganzen resignieren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für

---

[1]) Wilhelm Meister. — [2]) Westöstlicher Divan. Buch der Sprüche. — [3]) Hermann Türck hat darauf aufmerksam gemacht, wie sich hier Philister und Genie scheiden, und hat diesen Unterschied in seinen geistreichen Beiträgen zur Faust-Erklärung deutlich gezeigt. Vgl. seine Schriften „Eine neue Faust-Erklärung" und „Der geniale Mensch". — [4]) Zu v. Müller. — [5]) Aus meinem Leben, IV, 16.

Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja, man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll." Aber wie wunderlich man den Mitmenschen erscheine, wenn man sein Schicksal und den Verlauf der Dinge ganz der Gottheit anheimstellt, so habe ich doch Ratsameres nirgends entdeckt. „Die Angelegenheiten unseres Lebens haben einen geheimnisvollen Gang, der sich nicht berechnen läßt."[1]) „Der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet."[2])

„Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen:
Sich aufzugeben ist Genuß!"[3])

Der Mensch darf und soll sich der höheren Führung anvertrauen. Was uns als Unglück oder gar Grausamkeit erscheint, wie oft erweist es sich als durchaus Nötiges und Segensreiches!

„Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt."[4])

Man fragt mich oft, welche „Ideen" ich in meinen Werken habe ausdrücken wollen, und so will man auch

---

[1]) Wilhelm Meister. — [2]) Aus meinem Leben. — [3]) Gedichte. Eins und Alles. — [4]) Westöstlicher Diwan. Buch des Sängers. Talismane.

die Tendenz vom ‚Wilhelm Meister' wissen. „Will man dergleichen durchaus,[1]) so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.' Hieran halte man sich. Denn im ganzen scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

„Jawohl! das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ungefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rate, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir ans Ziel.
Dies zu empfinden ist das höchste Glück,
Es nicht zu fordern, ist bescheidne Pflicht,
Es zu erwarten, schöner Trost im Leiden."[2])

* * *

Wenn die Welt des Göttlichen voll ist, so ist uns die Ehrfurcht Tugend und Pflicht, „Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist."[3]) „Mein Gemüt war von Natur zur Ehrerbietung geneigt,"[4]) schon von Jugend auf, und auch jetzt im Alter darf ich mich „nicht beklagen, da mir noch der Sinn bleibt, das Gute, Schöne und Vortreffliche mit Enthusiasmus anzuerkennen".[5])

[1]) Eckermann, 18. Januar 1825. — [2]) Die natürliche Tochter, V, 7. — [3]) Vgl. Wilhelm Meisters Wanderjahre, II, 1. — [4]) Aus meinem Leben, I. — [5]) An Zelter, vgl. v. Müller, Goethes Persönlichkeit, Erfurter Rede.

„Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben!“[1]) „Man ist ja nur insofern zu achten, als man achtet.“[2]) „Friede mit Gott und ein Wohlgefallen an wohlwollenden Menschen.“[3]) das wäre einem jeglichen zu wünschen. „Der ist ein Tölpel, der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleich viel, wie groß oder klein — einen mächtigen Eindruck machen.“[4]) Das nil admirari ist ein schlechter Rat. „Das höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen.“[5]) „Wir finden übrigens, daß alle geistig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgestatteten Menschen in der Regel die bescheidensten sind, dagegen alle besonders geistig verfehlten weit eher einbilderischer Natur.[6]) Es scheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Rücksicht zu kurz gekommen sind, die Einbildung und den Dünkel als versöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat. Bei Bornierten und geistig Dunklen findet sich der Dünkel, bei geistig Klaren und Hochbegabten aber findet er sich nie. Bei solchen findet sich höchstens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft.“

Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sind weitere Pflichten gegen Gott und die Welt. „Alle Gesetze und Sittenregeln lassen sich auf eine zurückführen, die Wahrheit.[7])

---

[1]) Zu Boisserée 1815. — [2]) Vgl. Zelter an Goethe, 12. Mai 1816. — [3]) An Zelter, vgl. v. Müller, Goethes Persönlichkeit. — [4]) Zu Voß, Mitte Januar 1804. — [5]) Eckermann, 18. Februar 1829. — [6]) Eckermann, 5. April 1830. — [7]) v. Müller, 28. März 1819.

Fehler der Individualität als solcher giebt die moralische Weltordnung jedem zu und nach, darüber mag jeder mit sich selbst fertig werden, und jeder bestraft sich auch selbst dafür. Aber wo man über die Grenzen der Individualität herausgreift, frevelnd, störend, unwahr, da verhängt die Nemesis früh oder spät die angemessene äußere Strafe." Wir können nicht glücklich sein, solange wir uns nicht aufrichtig geben, wie wir sind, solange wir unserer eigenen Persönlichkeit nicht das Leben gönnen. „Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat."[1]) „Er mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist."[2]) Allerdings, den Leuten recht zu machen, wird auch dem Aufrichtigen nicht gelingen. „Mit mir war man im Grunde nie zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu machen.[3]) Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Person und meines Werkes an den Tag legte. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen

[1]) Aus meinem Leben. — [2]) ebenda. — [3]) Eckermann, 4. Januar 1824.

ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag. In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte und daß ich den Mut hatte, mich auszusprechen, wie ich empfand." „Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen![1]) Und wo hat einer die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen, wie er ist?"

Ob sich die Tugend lohne, diese Frage haben wir eben berührt. Warum streben wir nach Tugend? „Wie ist das Sittliche in die Welt gekommen?[2]) Durch Gott selber, wie alles andere Gute. Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Diese haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtsein gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches, welches das besondere und allgemeine Glück

[1]) Eckermann, 2. Januar 1824. — [2]) Eckermann, 1. April 1827.

herbeiführte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten."

Man soll mich aber nicht so verstehen, daß jede gute Handlung alsbald Vorteile und Segen für den Thäter und andere hervorriefe. „Alles, was wir thun, hat eine Folge.[1]) Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günstiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünstiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegenteil. Weltmenschen, die dies wissen, sieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreistigkeit zu Werke gehen." Auch irrt sich, „wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei.[2]) Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich. Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten."

Die Moral ist mehr als der schwankende Kalkül einer bloßen Glückseligkeitslehre, sie ist von übersinnlicher Art.[3]) „Sie ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unsern persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches."[4])

Gegen dieses Reich, gegen die Gottheit ist unsere höchste Pflicht, daß wir uns ihnen anzunähern beständig streben. Das reine Streben nach immer besserer Erkenntnis gehört auch zur Wahrhaftigkeit. Und mit dem klareren Erkennen muß ein edleres Wollen beständig

[1]) Eckermann, 25. Dezember 1825. — [2]) Riemer, 13. Februar 1814. — [3]) Vgl. v. Müller, 29. April 1818. — [4]) ebenda.

wachsen. Nemo coronatur nisi qui certaverit ante, das war auch mein Glaube immer.[1]) Und ich darf sagen, daß ich es mir habe sauer werden lassen, daß ich das Leben ernsthaft nahm und mich stets zu bilden, zu belehren und zu bessern suchte. „Der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit."[2]) Ich suchte namentlich auch fernzuhalten, was mich auf Abwege führen konnte, denn ich spürte

„Von allen Geistern, die ich jemals angelockt,
Fühl ich mich rings umsessen, ja umlagert."[3])

Und ich rief mir oft selber zu:

„Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen!"[4])

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten."[5]) „Was wir in uns nähren, das wächst, das ist ein ewiges Naturgesetz.[6]) Es giebt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht giebt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns selbst. Die Freude an fremdem und eigenem Gelingen und Vollbringen geht verloren, aus

[1]) Vgl. Tagebuch 1780. — [2]) Wilhelm Meister. — [3]) Zu v. Müller, vgl. Goethes Persönlichkeit, Erfurter Rede. — [4]) Gedichte, Sprüche, Sprüchwörtlich. — [5]) Wilhelm Meister. — [6]) v. Müller, 3. Februar 1823.

Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund des Übels außer uns, statt ihn in unserer Verkehrtheit zu finden.“ „Deswegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seinesgleichen gehässig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbstgefühl zerstört sich in Dünkel und Anmaßung.“[1])

Ebenso kann und soll die Entwicklung umgekehrt sein. Ich habe oft die Genugthuung gehabt, daß ich bei Angriffen meiner Gegner mir sagen konnte, ich habe die getadelten Fehler bereits überwunden.[2]) Ein äußeres Hilfsmittel zur Veredelung ist das Tagebuchführen, auch habe ich mir wohl an Geburtstagen ernstlich überlegt, wo es noch fehle.[3]) „Wir schätzen ohnehin die Gegenwart zu wenig, thun die meisten Dinge nur fronweise ab, um ihrer los zu werden.[4]) Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Thuns gewahr und froh werde, sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft.“ „Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Not geistlich sein; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzenei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet.[5]) Sie sehen in einem Geistlichen, einen Sitten-

[1]) Wilhelm Meister. — [2]) Vgl. Eckermann, 14. April 1824. — [3]) Vgl. Tagebuch 1780 und Eckermann. — [4]) v. Müller, 23. August 1827. — [5]) Wilhelm Meister.

lehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause los werden kann; ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse."

„Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit.[1]) Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen. Wer sich zum Gesetz macht, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden." Allerdings, „nur männliche, tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrtums erhöht und gestärkt. Eine solche Entdeckung hebt sie über sich selbst; sie stehen über sich erhaben und blicken, indem der alte Weg versperrt ist, schnell umher nach einem neuen, um ihn also frisch und mutig anzutreten."[2]) Stillstehen darf nimmer, wer nicht schwächer werden will. „Man wendet seine Zeit immer gut auf eine Arbeit, die uns täglich einen Fortschritt in der Ausbildung abnötigt."[3])

„Diese Richtung ist gewiß:
Immer schreite, schreite!
Finsternis und Hindernis
Bleiben dir bei Seite!"[4])

Ich betrachtete jüngst ein Bild, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus, ihm auf den Wellen ent-

---

[1]) Wilhelm Meister. — [2]) ebenda. — [3]) An Schiller, 10. Februar 1798. — [4]) Dem Polen Odyniec auf einem Blatte, 28. August 1829.

gegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Mutlosigkeit sogleich einzusinken anfängt. „Es ist dies eine der schönsten Legenden, die ich vor allen lieb habe.[1]) Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei." Tapferes, treues Vorwärtsdringen bewirkt stets ein göttliches Entgegenkommen.

„Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei."[2])

Im christlichen Gewande, durch das ich meinen poetischen Intentionen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben habe,[3]) lehrt der Schluß meines „Faust" ja das gleiche:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen."[4])

„In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere

---

[1]) Eckermann, 12. Februar 1831. — [2]) Gedichte, Lieder, Ein Gleiches. — [3]) Vgl. Eckermann, 6. Juni 1831. — [4]) Faust II.

Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe.[1]) Es stehet dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade."

* * *

Sie sehen, ich bin nicht der arge Heide, für den ich gelte.[2]) „Ich glaubte immer an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte, aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins seien und Eins Drei.[3]) Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen worden." „Ärgerlich war mir daher" in jungen Jahren „die heftige Zudringlichkeit, mit der Lavater auf mich und andere losging und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn zu sich herüberziehen, man müsse ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man seine Beruhigung finde.[4]) Diese Forderung, so unmittelbar dem liberalen Weltsinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegenstehend, that auf mich nicht die beste Wirkung. Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dies war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma

---

[1]) Eckermann, 6. Juni 1831. — [2]) Vgl. v. Müller, 7. April 1830. — [3]) Eckermann, 4. Januar 1824. — [4]) Aus meinem Leben, III, 14.

hervortrat: Entweder Christ oder Atheist! Ich erklärte darauf, daß, wenn er mir mein Christentum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entschließen, zumal da ich sähe, daß niemand recht wisse, was beides eigentlich heißen solle."

Meine Freunde sind unterrichtet, daß ich in jenen Jugendjahren eine Zeit lang der Brüdergemeine herzliche Neigung zugewandt habe. „Jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deswegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich alles noch frisch und unmittelbar geistig darstellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien.[1]) Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder so wenig als Fräulein von Klettenberg," die mich bei ihnen eingeführt hatte, „mich für einen Christen wollten gelten lassen. Was mich nämlich von der Brüdergemeine, sowie von andern werten Christenseelen absonderte, war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung geraten war. Ein Teil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sei, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deshalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu thun und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Teil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu,

[1]) Aus meinem Leben, III, 15.

wollte aber der Natur inwendig noch einen Keim zugestehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letztern Überzeugung war ich aufs innigste durchdrungen. Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unabläßig zu Übung eigener Kraft aufgefordert, in mir arbeitete eine rastlose Thätigkeit, mit dem besten Willen, zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thätigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen; sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich. Ich mußte also aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften, sowie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christentum zum Privatgebrauch und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen."

Man hat mich von jener andern Seite auch in alten Tagen noch bekehren wollen, und besonders die wohlmeinenden Freundinnen sind nicht ganz leicht abzuwehren. Aber wozu der Streit! „Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen

Treiben immer aufs Höchste geblickt;" unter den kirchlich Gläubigen halten viele es ebenso.[1]) Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indes ein helleres Licht erleuchten. Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!"[2]) Gern lasse ich jeden aufrichtigen

[1]) An Gräfin Bernstorff 1823. — [2]) Der Herausgeber dieser Schrift ist getadelt worden, weil er „Goethes schönes konfessionelles Bekenntnis zu Christus" nicht angeführt habe. Ich kenne dergleichen nicht. Es scheint, daß man folgende Zeilen in den „Zahmen Xenien" meint:

„Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde;
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde."

Diese Verse kann man wohl in Anthologien finden, wie wenn sie Goethes Glaubensbekenntnis wären. Aber man muß das Gedicht weiter lesen und dann die dazugehörigen folgenden; erst dann liest man etwas heraus, was zu Goethes sonstiger Sinnesweise und vielfachen anderen Äußerungen paßt. Nämlich dies: die Ägypter, die Inder und andere Orientalen haben ihre Götter in abscheulichen Zerrbildern dargestellt; da sind Elefantenrüssel, verschlungene Schlangen, Urschildkröten im Weltensumpf, viele Köpfe auf einem Rumpf, hundsköpfige Götter und andere Fratzen. Es waltet doch eine viel reinere Phantasie in der jüdisch-christlichen Lehre, die sich ein Bild von der Gottheit macht, indem sie den Menschen ins Erhabene steigert. — Man lese die Xenien „Und so will ich ein- für allemal keine Bestien in dem Göttersaal", „Der Ost hat sie schon längst verschlungen", „Dummes Zeug kann man viel reden", „Auch diese will ich nicht verschonen, Die tollen Höhl-Exkavationen", „Auf ewig hab' ich sie vertrieben; Vielköpfge Götter trifft mein Bann", ferner Noten zum Divan, Mahmud von Gasna.

Christen bei seiner Art Frömmigkeit. „Der Glaube ist ein häuslich, heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfskassen giebt, woraus man, in Tagen der Not, einzelnen ihr Bedürfnis reicht; hier nimmt der Gläubige sich seine Zinsen im stillen selbst.“[1]) „So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.“[2]) „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze.“[3])

„Der ursprüngliche Wert einer jeden Religion kann erst nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurteilt werden.[4]) Die jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch freien Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die mahomedanische läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beschränktheit heraus, indem sie, keine schwerere Pflichten fordernd, ihm innerhalb derselben alles Wünschenswerte verleiht und zugleich durch Aussicht auf die Zukunft Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhellt. Auch eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falschem Wege ihre Bekenner und sich selbst verlieren. Dagegen gebührt der christlichen das höchste Lob, deren reiner, edler Ursprung

---

[1]) Maximen und Reflexionen. — [2]) Wilhelm Meister. — [3]) Eckermann, 4. Februar 1829. — [4]) Noten zum Divan. Mahmud von Gasna.

sich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineinzog, eh' man sich's versieht, sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigentümlichkeit, als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft, zu Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses, immer wieder hervorthut."

Ja, ich möchte sogar die Kirche nicht verachten, obwohl ihre Geschichte ein Produkt des Irrtums und der Gewalt ist.[1]) „Es giebt eben zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten.[2]) Es giebt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann giebt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde." Wie der Sonne, so vermögen wir auch der Wahrheit nicht schutzlos ins Auge zu sehen.

---

[1]) Vgl. v. Müller, 19. Oktober 1823. — [2]) Eckermann, 11. März 1832.

„Jugendlich kommt sie vom Himmel, tritt vor den Priester und Weisen,
Unbekleidet, die Göttin; still blickt sein Auge zur Erde,
Dann ergreift er das Rauchfaß und hüllt demütig verehrend
Sie in durchsichtigen Schleier, daß wir sie zu dulden ertragen."

„Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht.[1]) Und sich in dieser Macht und in diesem Ansehn zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk."

Freilich „ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche.[2]) Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reichdotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuß ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbraust!"

Übrigens, wenn ich guter Laune bin, imponiert mir die Frechheit manches Kirchenfürsten, und ich male mir wohl aus, ich möchte auch z. B. in der englischen Staatskirche Bischof sein. Wissen Sie, wie ich es gemacht hätte? „Ich hätte vor allen Dingen die Partei der 39 Artikel er-

[1]) Eckermann, 11. März 1832. — [2]) ebenda.

griffen, ich hätte sie nach allen Seiten und Richtungen hin verfochten.[1]) Ich hätte in Reimen und Prosa so lange und so viel geheuchelt und gelogen, daß meine 30 000 Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen sollen. Und dann, einmal zu dieser Höhe gelangt, würde ich nichts unterlassen haben, mich oben zu erhalten. Besonders würde ich alles gethan haben, die Nacht der Unwissenheit womöglich noch finsterer zu machen. O, wie hätte ich die gute einfältige Masse kajolieren wollen, und wie hätte ich die liebe Schuljugend wollen zurichten lassen, damit niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Mut hätte haben sollen, zu bemerken, daß mein glänzender Zustand auf der Basis der schändlichsten Mißbräuche fundiert sei!

O welch ein Spaß würde es für mich sein, die 39 Artikel auf meine Weise zu traktieren und die einfältige Masse in Erstaunen zu setzen!" — —

Ich habe übrigens einmal ein Prachtexemplar von einem englischen Kirchenfürsten kennen gelernt, den Lord Bristol, Bischof von Derby; es war in Jena. „Er wollte mir im Laufe unseres Gespräches eine Predigt über den ‚Werther' halten und es mir ins Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe.[2]) »Der ‚Werther'«, sagte er, »ist ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch!« — »Halt! rief ich, wenn Ihr so über den armen ‚Werther' redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Feldzug hunderttausend Menschen ins Feld schicken, wovon achtzigtausend sich töten und sich

[1]) Soret, 17. März 1830. — [2]) ebenda.

gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen? Ihr danket Gott nach solchen Greueln und singt ein Tedeum darauf! Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstigt, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in die Gemüter Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, so daß diese halb starken, halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist als der Tod! Was sagt Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres thun konnten, als den schwachen Rest ihres bißchen Lebens vollends auszublasen! Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während ihr andern, ihr Priester und Fürsten, euch so Großes und Starkes erlaubt!«

Dieser Ausfall that auf meinen Bischof eine herrliche Wirkung. Er ward so sanft wie ein Lamm und benahm sich von nun an mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Takt."

Eine ziemliche Reinigung der Kirche müssen wir der

Reformation zuschreiben, wenn es dabei auch recht menschlich zuging und das Kirchliche gar oft nur „der Firniß war, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um andere und sich selbst zu täuschen.“[1]) Ihren rechten Ursprung hat sie doch in der germanischen Liebe zu persönlicher Freiheit.[2]) „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben.[3]) Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“

Man fragt jetzt so viel, ob das und jenes in den Evangelien echt oder unecht, älter oder neuer sei. Das sind „gar wunderliche Fragen.[4]) Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus

[1]) Luden, Mitte September 1812. — [2]) Vgl. Eckermann, 6. April 1829. — [3]) Eckermann, 11. März 1832. — [4]) ebenda.

Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist."

Doch auf solche Fragen sollte die Kirche gar nicht so viel Kraft verwenden. „Suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinander zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend jemandem wider Willen aufzunötigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der Erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnisse eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete."[1])

„Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen.[2]) Sobald sie sich von der immer weiter um sich

[1]) Zu Falk, vgl. Biedermann, IV, S. 348. — [2]) Eckermann, 11. März 1832.

greifenden Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen."

„Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz;
Was ist das Heiligste? das, was heut und ewig die Geister,
Tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."[1])

Immer werden die Menschen nach oben blicken und Frieden, Liebe und heiligen Geist von dorther sich ersehnen. Wie oft habe auch ich nach dem innern, vollkommenen Frieden verlangt:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest — — —"[2])

Auch ich habe in schweren Stunden voll Sehnsucht nach dem Spender der Liebe emporgeblickt:

„O laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv und Adern wühlen.

[1]) Gedichte, Vier Jahreszeiten. — [2]) Gedichte, Wanderers Nachtlied.

Könnt ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach diese lange tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!"[1])

Und den alten Choral an den heiligen Geist habe auch ich mit eigenen Gedanken und eigenen Worten angestimmt:

„Komm, heil'ger Geist, du Schaffender,
Komm, deine Seelen suche heim!
Mit Gnaden-Fülle segne sie,
Die Brust, die du geschaffen hast.

Du heißest Tröster, Paraklet,
Des höchsten Gottes Hoch-Geschenk,
Lebend'ger Quell und Liebesglut
Und Salbung heiliger Geistes-Kraft.

Du siebenfältiger Gaben-Schatz,
Du Finger Gottes rechter Hand,
Von ihm versprochen und geschickt,
Der Kehle Stimm und Rede giebst.

Den Sinnen zünde Lichter an,
Dem Herzen frohe Mutigkeit,
Daß wir, im Körper Wandelnden,
Bereit zum Handeln sein, zum Kampf!"[2])

---

[1]) Nachlaß, Weim. Ausg. IV, 95. — [2]) Übersetzung des Veni creator spiritus vom 10. April 1820.

Mein politischer Glaube.

„Alle Pfuscherei hasse ich wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.[1]) Ich kümmere mich im ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch auch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Leben lang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen!"

Sodann wollen sie an mich, weil ich zu Napoleons Zeiten keinen Aufruhr erregte, sondern still bei den Geschäften blieb, für die ich mich berufen fühle. Unser kleines Gouvernement verfügte doch nicht über hunderttausend Bajonette, sollte ich es in verdrießliche Verhandlungen verwickeln?[2]) Man vergißt, daß ich Beamter war, und daß es mir schlecht angestanden hätte, in die Aufgaben anderer Staatsdiener einzugreifen. „Nur wer immer wirkt, vermag zu wirken",[3]) ich jedoch hatte mich seit

[1]) Eckermann, im März 1832. — [2]) Vgl. Gespräch mit Luden. November 1813. — [3]) An C. G. v. Voigt, 19. November 1814.

langer Zeit von der Besorgung der eigentlichen politischen Geschäfte zurückgezogen. Glaubt man denn, daß ich in den schlimmen Tagen der Schlacht von Jena gleichgültig geblieben wäre? Aber „es war nicht not, mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer besorgt wurden, und so konnte ich in meiner Klause verharren und mein Innerstes bedenken.“[1])

„Wir können dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen.[2]) Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis, der Befreiungskampf, mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben, allein er fand mich als Einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und

---

[1]) An Zelter, 26. Dezember 1806. — [2]) Eckermann, 14. März 1830.

zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, obwohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Ich haßte die Franzosen nicht, aber man glaube doch nicht, daß ihre zahlreichen Übergriffe nicht auch mich mit Zorn und Scham erfüllt hätten. Ich war schon in den Kriegslagern bei Verdun und vor Mainz der Ansicht, daß die Franzosen ein für alle mal in dem lieben deutschen Vaterlande nichts taugen, weder ihr Wesen, noch ihre Waffen, noch ihre Gesinnungen.[1]) Und so fühlte ich auch zu Napoleons Zeit und erst recht dann, als die Franzosen gegen meinen Fürsten Böses im Schilde führten, weil sie seine Hinneigung zu Preußen kannten und einige freund-

[1]) Vgl. Brief an die Herzogin Amalia vom 22. Juni 1793.

liche Handlungen für preußische Krieger ihm zum Verbrechen machten. „Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert.[1]) Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützte, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte," das wollte man eine Verschwörung nennen. Da stand ich ganz auf Seiten unseres mutigen Herzogs und dachte: Jetzt muß er Land und Thron auf das Spiel setzen! „Ja, müßte er Krone und Szepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen.[2]) Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Fall und sein Unglück gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Cranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Totenbette be-

[1]) Zu Falk 1810 (?), Biedermann, II, 352. — [2]) Falk, 1810.

suchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen.“[1]) Ich phantasierte dann weiter: „Ich will ums Brot singen, ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen, ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist. Die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden. Komm an, Franzos!“ —

So fühlte auch ich oft genug, aber ich will nicht verschweigen, daß ich Napoleon auch bewunderte. Er imponierte mir wie kaum ein Andrer; „er hatte den größten Verstand, den je die Welt gesehen.“[2]) „Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu thun sei.“[3]) „Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande fortwährender Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird.“[4]) Der gewöhnliche Maßstab für Menschen ist bei ihm nicht angebracht, er war eine Naturgewalt. Ich dachte mir zur Zeit seiner Herrschaft oft: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen.“[5]) „Ich habe nie im Leben

---

[1]) Zu Falk 1810. — [2]) Zu Boisserée, 8. August 1815. Vgl. auch Eckermann, 16. Februar 1826, 17. Januar 1827, 11. März 1828, 6. Dezember 1829. — [3]) Eckermann, 7. April 1829. — [4]) Eckermann, 11. März 1828. — [5]) Um den 22. April 1813 zu Gottfried Körner, Theodor Körner, E. M. Arndt.

mich gegen den übermächtigen Strom in nutzlose Opposition stellen mögen, lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset.“ [1]) In dem damaligen Jammer über Deutschlands Knechtschaft war auch so viel Unwahrheit. „Wenn jemand sich über das beklagte, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hatte und zu verlieren fürchtete, da hörte ich es mit Teilnahme.[2]) Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammerten, das verloren sein sollte, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum gekümmert hatte, so mußte ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden.“ Man meinte, Freiheitssinn und Vaterlandsliebe aus den Schriften der Alten zu schöpfen, aber sie wurden in den meisten Leuten zur Fratze.[3]) „Was dort aus dem ganzen Zustande der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst, führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgiebt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann.“[4]) Wie sollte ich, gerade ich

[1]) v. Müller, 3. Februar 1823. — [2]) An Zelter, 27. Juli 1807, hier Tempus verändert. — [3]) Vgl. Riemer, 18. November 1806. — [4]) ebenda.

zum Kriege auffordern? „Ich bin ein Kind des Friedens und will Frieden halten für und für mit der ganzen Welt.“[1]) „Unsere modernen Kriege machen viele unglücklich, indessen sie dauern, und niemand glücklich, wenn sie vorbei sind.“[2]) „Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu ernähren.“[3]) Bei solchen Gesinnungen konnten mich auch die Ereignisse von 1813 nicht mit sich reißen. Man sprach vom Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und träumte, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut schwer erkauft hatte, nämlich die Freiheit.[4]) War denn wirklich das Volk erwacht? Wußte es denn, was es wollte? „Ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen.“ Man fragte in jener Zeit einen Philister in Jena, wie es ihm gehe. „Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen?“ antwortete er. „Gut! Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen.“

Ja, „was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche

---

[1]) An Herder aus Castel Gandolfo, 12. Oktober 1787. — [2]) Ital. Reise, Rom, 6. September 1787. — [3]) Zu Riemer, 13. Dezember 1806. — [4]) Vgl. Gespräch mit Luden, November 1813.

der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sah man nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sah ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch weithin nach Morgen aus. Lassen Sie mich nicht mehr sagen!"

* * *

„Es ist wunderlich, gar wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät.[1]) Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwigs des Fünfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes?"

Ich schrieb meine ‚Aufgeregten' „zur Zeit der französischen Revolution, und man kann sie gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen.[2])

---

[1]) Eckermann, 27. April 1825. — [2]) Eckermann, 4. Januar 1824.

Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig erscheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte.

Ich dächte, diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag.“ Wohl habe ich im Sommer 1792 an der unglücklichen Kampagne gegen die aufständischen Franzosen teilgenommen, aber auch da war mir weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder etwas gelegen.[1])

„Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte.[2]) Dagegen hat Schiller, der weit mehr ein Aristokrat war als

[1]) Vgl. Brief an F. H. Jacobi, 18. August 1792. — [2]) Eckermann, 4. Januar 1824.

ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als ein besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es anderen vor mir nicht besser gegangen.

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Greuel standen mir zu nahe, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren. Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, sodaß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht solange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird."

„Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König ausgekehrt?
Wären's Könige gewesen,
Die ständen noch alle unversehrt!"[1])

Auch zu den Freiheitsbestrebungen, die nach der Besiegung Napoleons besonders unsere Jugend ergriffen, habe ich mich nicht ermutigend stellen können und wollen.[2])

[1]) Nachlaß, Zahme Xenien, gedichtet 12. März 1832. — [2]) Für diesen Absatz vgl. v. Müller, 5. März 1818 und 11. Januar 1826 und Briefe von Johanna Frommann (bei Biedermann, III, 294—296).

Ich fand die Reden auf dem Wartburgfeste gar nicht so übel, allerlei Ungeschicklichkeiten abgerechnet; ich fand in den Studentenliedern jener Tage viel herrlichen Schwung; es war ja auch schön, wie die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkam, um sich fester für das Gute zu verbünden. Aber ich ahnte doch Unheil aus dieser Wartburgfeier und ich hätte sie gern verhindert. Quiconque rassemble le peuple, l'émeut. Einer der Studenten, die dort geredet haben, hat mich besucht; ich habe ihn stumm und kalt aufgenommen, habe jedes Gespräch von Politik sogleich abgebrochen, aber ich habe mit Gewalt an mich halten müssen. Ich hätte ihm um den Hals fallen und ihn küssen und sagen mögen: „Lieber Junge, sei nur nicht so dumm!“ Ja, damals habe ich fleißig niederschlagende Pülverchen eingerührt, damit sie nur meinen lieben jungen Leuten, meinen lieben Brauseköpfen, nichts thäten.

„Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht.[1]) Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet, aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun

[1]) Eckermann, 27. April 1825.

und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hat er denn von seinem Fürstenstande, als Last und Mühe? Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes besser bestellt finden als die seinigen.

Wir werden diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit fünfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen: was war es weiter als ein beständiges Dienen? Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohle seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." Aber ich verstehe wohl, wie der „Fürstenknecht" gemeint ist, ich sehe schon meine Grabschrift voraus:

„Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt er anders wollen.
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen!"[1])

Als Gegner des Volks soll ich natürlich auch ein Gegner der Freiheit sein. Man pflegt „bei Beurteilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und

[1]) Nachlaß, Zahme Xenien.

Knechtschaft zugleich polarisch existieren.[1]) Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig; ist die Gewalt bei der Menge, so steht der Einzelne im Nachteil; dieses geht denn durch alle Stufen hindurch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimnis; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht ins Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts angesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die beste Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht."

„Gesetzgeber und Revolutionäre, die Gleichheit und Freiheit zugleich versprechen, sind Phantasten oder Charlatans.[2]) Es kann keine Gesellschaft auf den Begriff der Freiheit gegründet sein. Die Gleichheit will ich in der Gesellschaft finden; die Freiheit, nämlich die sittliche, daß ich mich subordinieren mag, bringe ich mit. Die Gesellschaft, in die ich trete, muß also zu mir sagen: du sollst allen uns andern gleich sein, sie kann aber nur hinzufügen: wir wünschen, daß du auch frei sein mögest, d. h. wir wünschen, daß du dich mit Überzeugung, aus freiem, vernünftigem Willen deiner" Forderung von „Privi-

[1]) Noten zum Divan. Nachtrag. — [2]) Gedanken über Freiheit und Gleichheit. Goethe-Jahrbuch 1901, S. 17.

legien begiebst." „Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu finden weiß.[1]) Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können? — Hat Einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und soviel hat leicht ein Jeder.

Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adelige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adelige ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein. Ich bin bei meinen Reisen oft auf norddeutsche Kaufleute gestoßen, welche glaubten, meinesgleichen zu sein, wenn sie sich roh zu mir an den Tisch setzten. Dadurch waren sie es nicht; allein sie wären es gewesen, wenn sie mich hätten zu schätzen und zu behandeln gewußt."

Freiheit, recht verstanden, „ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu thun."[2])

* * *

[1]) Eckermann, 18. Jan. 1827. — [2]) v. Müller, 20. Juni 1827.

„Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden.[1]) Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.“

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Davon ist leider nie die Frage.“[2])

„Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe.[3]) Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Klassizismus und Romantizis-

---

[1]) Eckermann, 4. Januar 1824. — [2]) Faust I, diese Stelle 1789 geschrieben. — [3]) Maximen und Reflexionen.

mus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Konflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte; dies ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen."

„Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt.[1]) Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn das ist nicht naturgemäß. Ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann, aber ich bin nicht Thor genug, zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon Ende April gewähren soll. Ich bin zufrieden, wenn ich im ersten Frühjahr die ersten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich sehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiterbildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selbst in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuser."

„Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen.[2]) Denn was dem einen Volke auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Ver-

[1]) Eckermann, 27. April 1825. — [2]) Eckermann, 4. Januar 1824.

suche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihr, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern; denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis; er war eben so sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte waren nicht Freunde des Bestehenden, vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht fernerhin im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

* * *

„Aristokratismus im eigentlichen Sinne ist das Einzige und Rechte."[1]) „In der Jugend, wo wir nichts besitzen oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten; sind wir aber in einem langen Leben zu Eigentum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern wir wünschen auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen."[2]) Aber auch alle Erfahrungen sprechen gegen die Herrschaft der Masse. „Die Menge, die Majorität ist notwendig

[1]) Boisserée, 7. Oktober 1815. — [2]) Eckermann, 15. Juli 1827.

immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit.[1]) Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme und thörichte Individualität an; es ist wie ein Firniß, mit dem man leicht alles übertüncht." „Wie wahr ist es gesagt, das Publikum beklagt sich immer, daß es schlecht bedient sei, und weiß es nicht anzufangen, besser bedient zu werden."[2]) „Nichts gleicht der behaglichen Selbstgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgesetzten, der Fürsten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anstalten ungeschickt und zweckwidrig finden, nicht die möglichen und wirklichen Hindernisse beachten und weder die Größe der Intention, noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umständen zu erwarten ist."[3]) Behaglich ist solche Bierbank-Politik, aber unnütz auch. Schließlich ist nichts „widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will."[4]) „Alles Große und Gescheidte existiert in der Minorität.[5]) Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die

[1]) v. Müller, 17. Mai 1829. — [2]) Ital. Reise, 9. Oktober 1786. — [3]) Aus meinem Leben. — [4]) Zur Naturwissenschaft im allgemeinen. — [5]) Eckermann, 12. Februar 1829.

Vernunft wird immer nur im Besitze einzelner Vorzüglicher sein."

„Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Populärischen! Entschied es,
Wellington und Aristides
Werden bald bei Seite sein!"[1])

„In dem, was ich selber zu thun und zu treiben hatte, habe ich mich darum immer als Royalist behauptet.[2]) Die andern habe ich schwatzen lassen und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte ich als einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreien und mehreren begangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter vielen ist zu vielerlei Meinung."

„Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht — wir regieren![3]) Ob das Volk ein Recht habe uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun." Die Völker wollen jetzt durchaus am Regiment mitbeteiligt sein; wer Steuern zahlt, will repräsentiert sein. In meinen Augen sind die Konstitutionen „wie die Kuhpocken; sie führen über einmal grassierende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft."[4]) Aber man vergesse doch nicht, daß auch die untersten Schichten des Volkes die Lasten des Ganzen tragen helfen: wer repräsentiert sie denn

[1]) Nachlaß, Zahme Xenien. — [2]) Eckermann, 25. Februar 1824. — [3]) Maximen und Reflexionen. — [4]) v. Müller, 11. Juni 1822.

in unseren gesetzgebenden Versammlungen? Sollen sie auch künftig vom Regieren ausgeschlossen bleiben?[1]) Mir erlaube man, diesen neuen Dingen zweifelnd zuzuschauen.

„Was die Großen Gutes thaten,
Sah ich oft in meinem Leben.
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben!"[2])

Aber man glaube nicht, daß ich gegen das Volk regiert haben wolle, weil ich der Volksregierung mißtraue. „Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volk ausdrückt.[3]) Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt."

„Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen: denn der Übermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern.[4]) ‚Laßt sie singen,

---

[1]) Vgl. Nachlaß, Zahme Xenien, „Konstitutionell sind wir alle auf Erden." — [2]) Nachlaß, Zahme Xenien. — [3]) Maximen und Reflexionen. — [4]) ebenda.

wenn sie nur bezahlen!' sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte." „Die Liberalen mögen reden; denn wenn sie vernünftig sind, hört man ihnen gern zu, allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht: sie müssen handeln.[1]) Mögen sie Truppen marschieren lassen und köpfen und hängen; das ist recht. Allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten sie reden."

Die Liberalen mögen reden, aber nichts ist mir widerlicher als beständige Nörgelei. „Hätte ich das Unglück, einmal in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finsteren Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumzutreiben."[2])

„Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde."

Die Liberalen mögen auch fleißig schreiben, aber ich habe stets gegen die Preßfreiheit gesprochen und gestimmt.[3]) „Was haben die Deutschen von ihrer scharmanten Preßfreiheit gehabt, als daß jeder über den

[1]) Eckermann, 25. Februar 1824. — [2]) v. Müller, 3. Februar 1823. — [3]) Goethe und Freiherr v. Fritsch waren die einzigen, die gegen die Preßfreiheit in Sachsen-Weimar stimmten.

andern so viel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte, als ihm beliebte?“[1]) Ich sehe es gern, daß man sie jetzt auch in Frankreich einschränkt, zumal da die Einschränkungen „nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen.[2]) Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und das ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei hat aber nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirekte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich geradezu: ‚Hans, zieh mir die Stiefel aus!‘ Das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direkt ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht.“

Zu bedenken ist auch das: „Die Deutschen haben von

---

[1]) Riemer, 24. August 1809. Vgl. auch Riemer, 27. Februar 1831. — [2]) Eckermann, 9. Juli 1827, vgl. auch v. Müller, 14. Juli 1827 und Gedichte, Zahme Xenien, „Was euch die heilige Preßfreiheit“.

jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht."[1]) Und darauf sollte man hören?

Man kann jedoch unter einem Liberalen auch einen gemäßigten Anhänger ruhigen Fortschrittes verstehen, „wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich selber es bin und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe.[2]) Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann, aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn, das Bessere zu erreichen, Zeit und Umstände begünstigen." Aber „in bürgerlichen Dingen läßt sich weder das Gute sonderlich beschleunigen, noch ein oder das andere Übel herausheben; sie müssen zusammen, wie schwarze und weiße Schafe einer Herde, untereinander zum Stalle hinaus und herein.[3]) Und was sich noch thun ließe, da mangelt's an Menschen, die gleich auf der Stelle das Gehörige thun. Die ganze Welt läuft voller Leute, die versorgt sein wollen, und wenn man einmal zu einem Platze einen tüchtigen Mann braucht,

[1]) Riemer, 12. Dezember 1812. — [2]) Soret, 3. Februar 1830. — [3]) An Zelter, 4. September 1830.

sieht man erst, wie einzeln die Brauchbaren sind." Aber was kümmern sich die Volksbeglücker um solche Wahrheiten! „Zeitschreiber, Jesuiten, Komödianten reißen sich um die Welt und keiner versteht sie zu halten. Und was das für eine Freude ist, wenn ein Pfuscher den andern besiegt hat — auf drei Tage!"[1])

* * *

Da ich so viele Jahre in der Verwaltung unseres kleinen Landes mitgewirkt habe, so habe ich meine eigenen Gedanken über die rechte Art des Regierens. „Jedes Geschäft wird eigentlich nur durch ethische Hebel bewegt, daher alles auf die Persönlichkeit ankommt, die jede auf eigentümliche Weise behandelt sein will.[2]) Ist man der Liebe des Individuums zu seinem Geschäftszweige gewiß, so verfahre man läßlich, doch Ordnung fordernd, und erhalte verdiente Männer bei gutem Humor. Daraus entstehen nun freilich soviele kleine Welten als Individuen." Ich selbst wirkte stets ganz „nach meiner Weise: als Mensch, nicht kanzleimäßig, nicht so direkt und folglich etwas minder platt.[3]) Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei. Es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht, und auf Folge."

„Oft haben wir zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge.[4])

[1]) An Zelter, 4. September 1830. — [2]) Vortrag vor Karl August über die jenaischen Museen 1817, vgl. v. Müller, Goethes Persönlichkeit, S. 37. — [3]) v. Müller, 23. August 1827. — [4]) v. Müller, Goethes Persönlichkeit, Erfurter Rede.

Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen. Folge aber, beharrliche strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es geratener, gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwicklungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können."

„Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwickelungen das Absolute meines Charakters sehr zu statten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Macht zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte.[1]) Aber wie bin ich oft verlästert worden, bei meinen edelsten Handlungen am meisten! Doch das Geschrei der Leute kümmerte mich nichts. — —

Ich nahm alle Zustände der Personen, meine Kollegen z. B., durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können als sie handeln, und ordnete danach mein Verhältnis zu ihnen." Wie schwer machte man es mir, als mein Fürst mir, dem jungen Frankfurter Doktor, anfing, die höchsten Staatsämter anzuvertrauen![2]) Da gab es viele Ekelverhält-

[1]) v. Müller, 31. März 1832. — [2]) Vgl. für die folgenden Sätze die Briefe an Frau v. Stein 1778 u. d. Tagebuch v. 1780.

nisse mit neidischen und widerhaarigen Kollegen. Wenn man aus seinem Haus trat, ging man auf lauter Kot, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmerte, nicht klatschte und keine Rapporteurs hielt, handelte ich oft dumm. Dann grübelte ich wohl nach, bis daß abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen schien. Und ich kam zu dem Resultat: durch Ruhe und Geradheit geht doch alles durch. Dann arbeitete ich fleißiger als alle die andern, enthielt mich oft des Weines, um meine Kraft zu steigern, und wenn in einem Departement die Unordnung noch so groß war, so setzte ich mir gerade in den Kopf: ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten. So durfte ich nach und nach ein allgemeines Zutrauen fühlen. „Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten.[1]) Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil, aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Thalern, dann mit 1800 Thalern bis 1815 gedient."

Es war eine meiner schwierigsten Aufgaben, das Völkchen der Schauspieler lange Jahre zu regieren. „Sehr viel ist da zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe, das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehen der Person gilt.[2]) Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das eine war

[1]) v. Müller, 31. März 1832. — [2]) Eckermann, 22. März 1825.

meine leidenschaftliche Liebe des Talents, die leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiisch zu machen. Sie werden das andre erraten. Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein, ich faßte mich und sagte: nicht weiter! — Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nötige Achtung, ohne welche Autorität bald dahin ist."

Wie ich selbst in jungen Jahren schwierige Geschäfte übernehmen mußte, so meine ich auch heute noch nicht, daß hohes Alter für hohe Ämter notwendig sei. „Wäre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Geleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheidtes zu Tage kommt.[1]) Junge Männer wollte ich haben, aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!"

---

[1]) Eckermann, 11. März 1828.

Ebensowenig wie ein höheres Alter möchte ich unseren Beamten große Gelehrsamkeit vorschreiben. „Überall treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes.[1]) Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei weitem über die Bedürfnisse der Hörer." „So z. B. kann ich es nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staasdienern gar zu viele theoretische Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden.[2]) Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat von philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt; es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.

Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist?

Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das

[1]) Eckermann, 24. Februar 1824. — [2]) Eckermann, 12. März 1828.

Bild der meisten, wie sie sich uns darstellen. Und wie ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich. Denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein! Hier thäte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.

Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen.

Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unsrer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unsern Nachkommen.

Unser Landvolk hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange im stande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Mute werden! Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten ‚Hinkenden Teufels' oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet."

Wir sprachen eben von den Beamten, was thut denn dem Fürsten not? Da ist erstens zu wünschen, daß er ein bedeutender Mensch sei. „Das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen, denn man sage, was man will: das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen.[1]) ‚Dem Talente offene Bahn!' war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen besonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein anderer."

[1]) Eckermann, 11. März 1828.

„Allerdings war seine Persönlichkeit eine überlegene.[1]) Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, so wie sie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Niemand dient einem anderen aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so thut er es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Dem Fürsten ist ferner Beliebtheit und Volkstümlichkeit zu wünschen. „Um populär zu sein, braucht ein großer Regent weiter kein Mittel als seine Größe.[2]) Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Cigarre im Munde auf einer schlechten Droschke fahren, es ist alles gleich: er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbe Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe und weiß er nicht durch gute Thaten bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da giebt es kein besseres und wirksameres als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen und von ihr ein Stündchen sich anblicken zu lassen, ist das trefflichste

[1]) Eckermann, 6. April 1829. — [2]) Eckermann, 3. April 1829.

Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anraten möchte und das, bei aller Größe, selbst Napoleon nicht verschmäht hat."

Seinen kriegerischen Ehrgeiz will ich unsern Fürsten freilich nicht empfehlen. „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguierte mich" oft „wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen.[1]) Sie kommen mir wie solche Träumende vor und mir ist es, als wenn ich mit ihnen träumte. Ich habe auf dieses Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil, noch Hoffnung und Schonung mehr." „Denn da eigentlich der Zweck des Krieges nur der Friede sein kann, so geziemt es selbst einem Krieger gar wohl, wenn er ohne Krieg Frieden machen und erhalten kann."[2])

* * *

Und nun ein paar Worte über unsere Nachbarn daheim und außerhalb der Grenzen, über Katholiken und Juden, Franzosen und Engländer. Ich war gegen unser neues Juden-Gesetz, das die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet; ich meine, der Generalsuperintendent müsse eher sein Amt niederlegen, als daß er die Trauung einer Jüdin im Namen der heiligen Dreifaltigkeit dulde; jede Verachtung der religiösen Gefühle im Volke bringt Unheil.[3]) Aber ich hasse die Juden nicht. „Was sich in meiner früheren Jugend als Abscheu

[1]) Quelle mir entfallen. — [2]) Brief an Karl August vom 6. Februar 1790, „selbst" eingeschoben. — [3]) vgl. v. Müller, 23. September 1832.

gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Rätselhaften, vor dem Unschönen.[1]) Meine Verachtung, die sich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden christlichen Männer und Frauen. Erst später, als ich viele geistbegabte, feinfühlige Männer dieses Stammes kennen lernte, gesellte sich Achtung zu der Bewunderung, die ich für das bibelschöpferische Volk hege, und für den Dichter, der das hohe Liebeslied gesungen."

„Den Katholiken ist gar nicht zu trauen.[2]) Man sieht, welch schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Übermacht der fünf Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt, schikaniert und gequält wurden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunde gleich, die sich untereinander beißen, aber sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen."

„Bei ihnen sind auch alle Vorsichtsmaßregeln unnütz.[3]) Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im englischen Parlamente, ich würde auch die Emanzipation, d. h. die Selbstverwaltung der Iren, nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß, wenn der erste Kopf eines bedeutendern Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge."

[1]) Simon v. Laemel, Mitte Mai 1812. — [2]) Eckermann, 7. April 1829. — [3]) Eckermann, 3. April 1829.

Die Gefahr, die uns aus dem Osten droht, habe ich schon angedeutet. Unsere westlichen Nachbarn bleiben uns gleichfalls gefährlich, denn sie sind unberechenbar. „Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in nichts Maß.[1]) Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Centralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die ‚Feier der Vernunft', den Despotismus Ludwigs XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden."

„Die Engländer sind als solche ohne eigentliche Reflexion; die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber sie sind groß als praktische Menschen."[2]) Aber es muß auch gesagt sein: „nirgendwo giebt es soviel Heuchler und Scheinheilige wie in England."[3]) So finden wir sie auch in ihrer äußeren Politik: praktisch und heuchlerisch. „Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt.[4]) Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weis machen wollen, was für humane Maximen solchem humanen Verfahren

[1]) Zu A. E. Kozmian, 1830, Biedermann, VII, 228. — [2]) Eckermann, 24. Februar 1825. — [3]) Förster, 17. Oktober 1829. — [4]) Eckermann, 1. September 1829.

zu Grunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer nie thun. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den ‚inhumanen Handel'. Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen, aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut."

Die Engländer erwärmen sich auch sehr für die unterdrückten Völker der Balkan-Halbinsel. „Aus Europa kann man aber nun einmal die Türken doch nicht treiben, da keine christliche Macht Konstantinopel besitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden; aber beschneiden, reduzieren kann man die türkische Macht in Europa, soweit als die griechischen Kaiser in den letzten zwei Jahrhunderten."[1])

* * *

[1]) v. Müller, 17. November 1824, vgl. auch v. Müller, 22. Mai 1822.

Und nun lassen Sie uns in die Zukunft schauen. „Ich habe den Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so daß ich vom siebenjährigen Kriege, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war.[1]) Hierdurch bin ich zu ganz anderen Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen.

Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorauszusagen; doch ich fürchte, wir kommen sobald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschen vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere sich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe,

[1]) Eckermann, 25. Februar 1824.

wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den anderen nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn das ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht."

Da kommen jetzt die Saint-Simonisten und verkünden das Evangelium, daß alle Einwohner um das Wohl des Ganzen besorgt, an der Regierung beteiligt sein sollen und daß eine ganz neue Ordnung der staatlichen und menschlichen Verhältnisse einzuführen sei.[1]) „An der Spitze dieser Sekte stehen sehr gescheite Leute; sie kennen die Mängel unserer Zeit sehr genau und verstehen auch, das Wünschenswerte vorzutragen; wie sie sich aber anmaßen wollen, das Unwesen zu beseitigen und das Wünschenswerte zu befördern, so hinkt diese Religion Simonienne überall.[2]) Die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen, und versichern, jeder solle nach seinem Verdienst belohnt werden, wenn er sich mit Leib und Seele, Haut und Haar, an sie anschließt und sich mit ihnen vereinigt. Welcher Mensch, welche Gesellschaft dürfte dergleichen aussprechen!" — — — Ich bin durchaus anderer Ansicht. „Jeder muß bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird."[3]) Man moralisiert und politisiert viel zu viel gegen den Egoismus. „Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen

[1]) Vgl. Soret, 20. Oktober 1830.— [2]) An Zelter, 28. Juni 1831. — [3]) Soret, 20. Oktober 1830.

nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen, als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben, ja, als wenn ich die Wohlfahrt des andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird und welche nur in gewissen Fällen geschehen kann."[1]) „Mir erscheint jene neue Staatslehre durchaus unpraktisch und unausführbar.[2]) Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als Einzelner seine Pflicht thut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufs brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen." „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist. Immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen: denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen.[3]) Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten; er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann ... Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betragen."

„Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse und wie nütze ich

[1]) Riemer, 1807. — [2]) Soret, 20. Oktober 1830. — [3]) Wilhelm Meister.

dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte.[1]) Dieses hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt; aber das war nicht Zweck, sondern ganz notwendige Folge, wie sie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte stattfindet. Hätte ich als Schriftsteller die Wünsche des großen Haufens mir zum Ziele machen und diese zu befriedigen trachten wollen, so hätte ich ihnen Histörchen erzählen und sie zum besten haben müssen, wie der selige Kotzebue gethan."

„Was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken?[2]) Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentschefs ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische

[1]) Soret, 20. Oktober 1830. — [2]) Eckermann, im März 1832.

Dinge gar nicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie gut einzuexerzieren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen." Der Schuster bleibe bei seinem Leisten. „Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht."[1])

„Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe seine Lektion,
So wird es gut im Rate stohn."[2])

Man lasse sich doch nie ein glückliches Zeitalter versprechen! „Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur andern, in der Meinung, besser zu liegen."[3]) Wenn man auch alle Geschichtsquellen durchforscht, so findet man doch leider immer wieder „die große Wahrheit, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist.[4]) Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich unter einander gequält und gemartert, sie haben sich und anderen das bißchen Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es

[1]) Soret, 20. Oktober 1830. — [2]) Nachlaß, Zahme Xenien. — [3]) v. Müller, 29. Dezember 1825. — [4]) Luden, 19. August 1806.

bequem und erfreulich geworden, die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeit lang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden, als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder giebt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es, so ist es gewesen, so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Los der Menschen."

In technischen Dingen stehen uns freilich viele Fortschritte in Aussicht. Man denke nur an die Eisenbahnen und wie sie die Völker und Stämme einander nähern müssen![1]) Denken wir weiter an Nordamerika! „Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird.[2]) Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Falle wäre es aber nicht bloß wünschenswert, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Kap Horn möglich gewesen. Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine

[1]) Vgl. Eckermann, 23. Oktober 1828. — [2]) Eckermann, 21. Februar 1827.

Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.

Dieses möchte ich erleben, aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten." Aber alle die technischen Fortschritte, die das Jahrhundert uns bringen muß, werden auch ihre besonderen Schäden nach sich ziehen. „Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind.[1]) Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren."

Hinwieder dürfen wir erwarten, daß eine größere Duldsamkeit und Freundlichkeit unter den Völkern der Erde durch die Erleichterungen des Verkehrs allmählich bewirkt

[1]) An Zelter, 28. Juni 1831.

werde. Vieles und Großes tragen zu diesem wünschenswerten Ziele auch die Dichter und andern Künstler bei. Das Ziel ist nicht ein Übereindenken der Nationen, „sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen.“[1]) „Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet.[2]) Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdisch Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch, daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig. Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.“ „Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn Einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele

[1]) Besprechung englischer Zeitschriften 1828. — [2]) German Romance, besprochen 1827.

andere Sprachen entbehren kann.[1]) Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und besonders auf Reisen unentbehrlich. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen."

Aber ich weiß, unsere Landsleute sorgen sich lieber um die Einigung Deutschlands als um eine geistige Annäherung der Nationen durch deutsche Vermittler. „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige thun.[2]) Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner

[1]) Eckermann, 10. Januar 1825. — [2]) Eckermann, 23. Oktober 1828.

eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volks gereiche, so ist man im Irrtum.

Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit hellern oder dunklern Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsternis. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? Gesetzt, wir hätten in

Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht.

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reiche verteilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überfluß da, ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich?

Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas!

Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen.

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von

Deutschland gar nicht zu berechnen: würden sie aber wohl bleiben was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränetät verlieren und irgend einem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Aber gewiß ist die heutige Zerrissenheit Deutschlands betrübend. „Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland.[1]) Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Österreich, und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen. Bloß, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall."

Früher war ich wohl manchmal verzagt und dachte: „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel . . .[2]) Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt."

Ja, „ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist.[3]) Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.

---

[1]) Eckermann, 14. März 1830. — [2]) v. Müller, 14. Dezember 1808. — [3]) Luden, November 1813.

Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören.

In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn fest, diesen Gedanken.

Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise: nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Author Goethe, Johann Wolfgang von. Gedanken,&c. G599gBoM LG
60442
Title Meine Religion. Ed.2.
ed. by Bode.

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 23 12 016 0